

Soziologische Kontroversen

Beiträge zu
einer anderen Geschichte der
Wissenschaft vom Sozialen

Herausgegeben von
Georg Kneer und
Stephan Moebius

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1948

Die Soziologie bezieht ihre Identität weder aus einer einheitlichen Fragestellung noch aus einem gemeinsamen Paradigma und auch nicht aus der Abfolge einander ablösender Denkschulen. Identitätsstiftend für das Fach sind vielmehr substantielle Debatten und weitreichende Kontroversen über die begrifflichen, theoretischen und methodischen Grundlagen einer Wissenschaft vom Sozialen. Die Beiträge des Bandes zeichnen die prägenden innerdisziplinären Auseinandersetzungen in der mehr als hundertjährigen Geschichte der Soziologie nach: angefangen beim Werturteilsstreit über die Kontroverse um die Wissenssoziologie, den Positivismusstreit und die Querelen um die Postmoderne bis hin zur Debatte zwischen Konstruktivismus und Postkonstruktivismus.

Georg Kneer ist Professor für wissenschaftliche Grundlagen an der Hochschule für Gestaltung Schwäbisch Gmünd. Im Suhrkamp Verlag ist erschienen: *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen* (hg. zus. mit Markus Schroer und Erhard Schüttpelz, stw 1862).

Stephan Moebius ist Professor für Soziologische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Graz. Im Suhrkamp Verlag ist erschienen: *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften* (hg. zus. mit Andreas Reckwitz, stw 1869).

Soziologische Kontroversen

Beiträge zu einer anderen Geschichte
der Wissenschaft vom Sozialen

Herausgegeben von
Georg Kneer
und Stephan Moebius

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1948

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29548-9

Inhalt

Vorwort	7
<i>Gert Albert</i> Der Werturteilsstreit	14
<i>Ilja Srubar</i> Der Streit um die Wissenssoziologie	46
<i>Joachim Fischer</i> Die Rollendebatte – Der Streit um den »Homo sociologicus«	79
<i>Jürgen Ritsert</i> Der Positivismusstreit	102
<i>Stefan Müller-Doohm</i> Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?	131
<i>Manfred Füllsack</i> Die Habermas-Luhmann-Debatte	154
<i>Rainer Greshoff</i> Die Theorienvergleichsdebatte in der deutschsprachigen Soziologie	182
<i>Karl-Siegbert Rehberg</i> Das Unbehagen an der Soziologie	217
<i>Stephan Moebius</i> Debatten um Moderne und Postmoderne	254
<i>Markus Schroer</i> Funktionale Differenzierung versus soziale Ungleichheit ..	291

Georg Kneer

Die Debatte über Konstruktivismus

und Postkonstruktivismus 314

Über die Autoren 342

Vorwort

Ein bekanntes Theorem des Soziologen Georg Simmel lautet, dass Konflikte nicht nur destruktiv wirken, sondern eine konstruktive Kraft entfalten: sie bringen ein gemeinsames Band zwischen den konfligierenden Parteien hervor, zugleich befördern und stabilisieren sie die Identität der am Streit beteiligten Gruppen. Die Grundidee des vorliegenden Buches ist es, die Einsicht Simmels auf die Soziologie selbst zu übertragen, das heißt, für eine Beschreibung der Geschichte der soziologischen Fachdisziplin nutzbar zu machen. Die Soziologie bezieht ihre Identität demnach weder aus einer einheitlichen Fragestellung noch aus einem gemeinsamen Paradigma und auch nicht aus der sukzessiven Abfolge einander ablösender Paradigmen. Ebenso wenig wäre es richtig zu sagen, dass die Soziologie in ein beziehungsloses Nebeneinander von divergierenden Ansätzen, Konzeptionen und Schulen zerfällt. Vielmehr existieren zwischen den verschiedenen Theoriepositionen und methodischen Auffassungsweisen vielfältige Verknüpfungen und Verbindungslinien. Hierbei nehmen disziplininterne Auseinandersetzungen einen prominenten Platz ein. Solche Konflikte faszinieren, sie absorbieren Aufmerksamkeit und erhöhen die Mobilitäts- und Einsatzbereitschaft. Dies gelingt ihnen nicht zuletzt dadurch, dass sie Erwartungen und Annahmen gezielt verunsichern. Kontroversen artikulieren Kontingenzen, sie verweisen auf konkurrierende Sichtweisen, auf funktionale Äquivalente bei der Wahl begrifflicher, theoretischer und methodischer Optionen. Insofern handelt es sich bei ihnen um Mechanismen der Varianzartikulation und zugleich der Varianzsteigerung. Einmal in Gang gesetzt, tendieren Debatten dann auch häufig zu einer Abweichungsverstärkung, sie stellen mögliche Distinktionsgewinne in Aussicht, fördern das Interesse am Widerspruch und erhöhen die Wachsamkeit für das Konträre oder Entgegenstehende. Auf diese Weise entfalten Kontroversen eine zu Beginn oftmals nicht abzusehende Eigendynamik, aus der – in der Begrifflichkeit Simmels formuliert – nachhaltige Kohäsionsimpulse resultieren.

Auch wenn die Simmelsche Terminologie, man denke nur an Bezeichnungen wie »Oppositionstrieb« oder »integrative Kraft«,

mittlerweile auf deutliche Vorbehalte treffen und unter theoriebegrifflichen Aspekten fragwürdig erscheinen mag – seine These einer Produktivität sozialer Konflikte bietet unseres Erachtens noch heute erhebliches Anregungspotential, eben gerade auch für eine Beschreibung und Interpretation von Kontroversen im Feld der Wissenschaft vom Sozialen. Wir sind der Auffassung, dass die Soziologie ihre (im Übrigen durchaus wechselnde) Identität wenngleich nicht ausschließlich, aber doch in einem nicht unbeträchtlichen Maße einer Reihe grundlagentheoretischer Konflikte und weitreichender Methodendebatten verdankt. Diese agonalen Diskursformationen stellen gleichsam verdichtete Aufmerksamkeitszentren dar, markieren also leicht wiedererkennbare Orientierungspunkte, die nicht nur weitere Anschlussmöglichkeiten eröffnen, sondern denen auch in den Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen des Faches eine erhebliche Relevanz zukommt. Ausgehend hiervon wird man die vitale Streitkultur der Soziologie nicht, wie es von mancher Seite behauptet beziehungsweise befürchtet wurde, als Zeichen ihrer Schwäche oder womöglich als Hinweis auf ihren einsetzenden Zerfall begreifen können. Aus unserer Sicht steht die Vielzahl von Kontroversen, die in der soziologischen Disziplin austragen wurden und werden, umgekehrt für ihre institutionelle Etablierung und Konsolidierung. Und ebenso möchten wir der Auffassung derjenigen widersprechen, die solche Theoriendebatten und Methodenkonflikte als Ausdruck eines mangelnden Reifegrades der Soziologie oder gar ihrer Unwissenschaftlichkeit interpretieren. Das genaue Gegenteil ist richtig: Die Austragung disziplininterner Querelen und Auseinandersetzungen stellt geradezu ein Merkmal ihrer Normalität dar – wenn man denn den Begriff einer normalen Wissenschaft angesichts der Vielfalt und Disparität wissenschaftlicher Forschungsfelder, Forschungsprogramme und Erkenntnisstrategien überhaupt noch beibehalten möchte. Kontroversen lassen sich nicht nur in der Soziologie beobachten, sondern sie kommen praktisch in allen wissenschaftlichen Disziplinen vor. Das ist im Übrigen kein neuer Gedanke. Bereits in der klassischen Wissenschaftstheorie finden sich wiederholt Hinweise darauf, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler keineswegs nur einvernehmlich zusammenarbeiten, sondern mitunter hartnäckige Konflikte und Auseinandersetzungen austragen. Karl Raimund Popper betrachtete innerwissenschaftliche Debatten gar als Motor

des intellektuellen Fortschritts. Entsprechend nahm auch in den gängigen Abhandlungen zur Wissenschaftsgeschichte, seien diese disziplinspezifisch oder disziplinübergreifend ausgerichtet, die Darstellung wissenschaftsinterner Debatten einen mehr oder minder großen Raum ein.

Insbesondere von der neueren Wissenschaftsforschung werden wissenschaftliche Kontroversen ausführlich thematisiert. Daran ist nicht selten der Anspruch geknüpft, das herkömmliche Wissenschaftsverständnis, wie es die ältere *philosophy and history of science* formuliert hatte, einer grundlegenden Revision zu unterziehen. Insofern steht das verstärkte Interesse an einer Beschreibung und Analyse wissenschaftlicher Debatten zugleich für eine deutliche Perspektivenverschiebung, bei der eine Vielzahl von Annahmen und Aussagen der früheren Wissenschaftstheorie aufgekündigt, modifiziert oder radikalisiert werden. Betont wird unter anderem die Omnipräsenz wissenschaftlicher Querelen und Auseinandersetzungen. Diese bilden keine Sonderfälle oder Randphänomene der Wissenschaftspraxis, stellen auch keine kurzen zeitlichen Einschnitte zwischen länger andauernden Phasen der konsensuellen Kooperation dar, sondern sie durchziehen die gesamte Wissenschaftsgeschichte und sind in allen Disziplinen vorzufinden. Die traditionelle Wissenschaftshistorie sieht sich mit dem Vorwurf einer »whiggischen« Geschichtsschreibung konfrontiert, bei der eine einseitige Parteinahme für die »Sieger« der Wissenschaftskontroversen erfolgt, ohne dass die Argumente der »Verlierer« und deren zeitbedingter Ideen- und Problemhintergrund Berücksichtigung finden – und ohne angemessen zu reflektieren, dass die Zuweisung des Sieger- beziehungsweise Verliererstatus selbst wiederum perspektiven- und kontextabhängig ist. Zugleich damit wird die Annahme eines universalen, letztlich zielgerichteten Verlaufs wissenschaftlicher Konflikte zurückgewiesen. Nicht alle Debatten enden, wie es beispielsweise die Prämisse des Experimentum Crucis suggeriert, mit einer eindeutigen, unverbrüchlichen Lösung, der alle Streitparteien vorbehaltlos zustimmen; dies deshalb nicht, weil Auseinandersetzungen aufgrund neuer Fragestellungen mitunter verdrängt werden und in Vergessenheit geraten, weil in deren Fortgang häufig Problemverschiebungen erfolgen, so dass sie keinen faktischen Abschluß finden, sondern mit einer neuen Begrifflichkeit und mit teilweise veränderten Vorzeichen eine Fortsetzung er-

fahren oder weil sich die Kontrahenten schlicht nicht einig werden, was nicht ausschließt, dass die Querelen zu einem späteren Zeitpunkt von den anfänglich Beteiligten oder von dritter Seite wieder aufgenommen werden. Auf Vorbehalte stoßen jedoch vor allem die Prämissen der Objektivität und Rationalität: Aus Sicht der neueren Wissenschaftsforschung handelt es sich bei der Wissenschaft nicht um eine neutrale Einrichtung, die mit Hilfe unparteiischer Verfahren zweifelsfreie Gewissheiten produziert, sondern um eine interessen geleitete Praxis, die konkurrierende Wissensversionen erstellt. Und Kontroversen gehorchen weder einer allgemeingültigen Logik, die am Ende, nach mancherlei dialektischen Verwicklungen, eine rationale Verständigung garantiert, noch sind sie ein bloßes Durchgangsstadium der unbeirrbar wissenschaftlichen Vernunft auf dem Weg der weiteren Wahrheitsapproximation. Vielmehr gelten wissenschaftliche Debatten als Kennzeichen einer epistemologischen Unsicherheit, bilden gewissermaßen den Ort, an dem sich wissenschaftliche Paradoxien, Unentscheidbarkeiten und Ambivalenzen bevorzugt studieren lassen.

Mit dieser knappen Auflistung einzelner Befunde der neueren Wissenschaftsforschung möchten wir nicht den Eindruck erwecken, dass hier ein einheitliches, weitgehend geteiltes Bild wissenschaftlicher Auseinandersetzungen gezeichnet wird. Auch in diesem Forschungsfeld läßt sich eine Vielzahl von Ansätzen und Auffassungsweisen ausmachen, die sich über die genauere Ausbuchstabierung der genannten Absetzbewegungen von der älteren Wissenschaftstheorie keineswegs einig sind. Kurz: Die Ansätze der so genannten *science studies* sind ihrerseits in eine Reihe von Kontroversen verstrickt. Das mag, hält man sich an eine konflikttheoretische Perspektive, zunächst wenig überraschen. Auffallender ist dann schon, dass sich die heutige Wissenschaftsforschung mehr oder weniger durchgängig auf die Analyse naturwissenschaftlicher Querelen konzentriert. Dagegen finden geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Debatten nur selten eine genauere Betrachtung. Noch mehr erstaunt, dass Soziologinnen und Soziologen zwar eine Fülle von Beiträgen zur Wissenschaftsforschung beigesteuert haben, ja federführend an der Neuausrichtung dieses Forschungsfeldes beteiligt waren, ohne dabei jedoch – sieht man einmal von wenigen Ausnahmen ab – Theoriekonflikte oder Methodendiskussionen ihrer eigenen Disziplin in ihre Überlegungen mit einzubeziehen. Mit

dem vorliegenden Band möchten wir diesem Trend entgegenwirken. Unser Anliegen ist es, einen Überblick über maßgebliche Kontroversen der Wissenschaft vom Sozialen zu geben. In elf Einzelaufsätzen gehen die Autoren dieses Bandes zentralen innerdisziplinären Auseinandersetzungen in der mehr als hundertjährigen Geschichte der Soziologie nach: angefangen beim Werturteilsstreit über die Kontroverse um die Wissenssoziologie, den Positivismusstreit und die Querelen um die Postmoderne bis hin zur gegenwärtig erst in Umrissen sichtbar werdenden Debatte zwischen Konstruktivismus und Postkonstruktivismus.

Das Buch bietet damit eine Art Kompendium soziologischer Grundsatzdebatten. Die einzelnen Beiträge erläutern die in den Auseinandersetzungen jeweils verhandelten Streitfragen und Diskussionsgegenstände, stellen die Sichtweisen und Positionen der Debattenteilnehmer vor und skizzieren die von den Kontrahenten vorgebrachten Argumente und Entgegnungen. Dabei orientieren sie sich an dem Vorhaben der Erstellung einer textuellen »Kartographie von Kontroversen« (Latour) im soziologischen Feld. Im Vergleich zu den ambitionierten Zielen der neueren Wissenschaftsforschung, dies sei ausdrücklich angemerkt, nehmen sich die mit diesem Band verfolgten Absichten somit deutlich bescheidener aus. Eine im engeren Sinne wissenssoziologische Analyse soziologischer Grundsatzdebatten wird nicht angestrebt, auch geht es uns nicht darum, Fragen der wissenschaftlichen Objektivität und Rationalität, die von vielen Arbeiten im Bereich der *science studies* intensiv behandelt werden, in direkter oder neuer Weise anzugehen. Unser primäres Anliegen ist vielmehr die Darstellung, Rekonstruktion und Erörterung prominenter soziologischer Debatten. Hierbei folgen wir der Überzeugung, dass die konzeptuelle Ausrichtung des Bandes einen aussichtsreicheren Zugang zum Fach Soziologie eröffnet als eine disjunktive Darstellung und Aneinanderreihung verschiedener Theorie- beziehungsweise Methodenpositionen, wie sie heutzutage in vielen lehrbuchartigen Abhandlungen anzutreffen ist. Wenngleich es uns also in erster Linie darum geht, einen Einblick in Grundsatzkonflikte der Soziologie zu vermitteln, so können die zuvor genannten wissenssoziologischen beziehungsweise wissenschaftstheoretischen Aspekte dennoch nicht vollständig ausgeklammert werden – dies allein schon deshalb nicht, weil diese selbst Gegenstand intensiver soziologischer Auseinandersetzungen

waren und sind. Gleich in mehreren der nachfolgend erläuterten Kontroversen geht es ausdrücklich um wissens- beziehungsweise wissenschaftssoziologische Fragestellungen, weiter gehende wissenschaftstheoretische Fragen etwa bezüglich der Generalisierbarkeit, Wertneutralität, Objektivität, Vergleichbarkeit und Rationalität wissenschaftlicher Aussagen kommen in den angeführten Debatten fast durchgängig zur Sprache.

Die Beiträge des Bandes befassen sich mit ausgewählten Grundsatzerelen, die insbesondere die Entwicklung der Soziologie in Deutschland beeinflusst haben. Unstrittig sind etwa auch die französische, englische oder amerikanische Soziologie durch eine Vielzahl substantieller Konflikte geprägt. Allerdings weisen die angesprochenen nationalen Wissenschaftskulturen zum Teil beträchtliche Unterschiede hinsichtlich der inhaltlichen Ausrichtung, des Ablaufs und der Resultate ihrer jeweiligen Auseinandersetzungen auf. Insofern verspricht eine konflikttheoretisch angeleitete Betrachtung zugleich, den Blick zu öffnen für die Ausprägungen und Besonderheiten nationaler Wissenschaftskulturen. Umgekehrt kann eine solche Perspektive freilich nicht die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen nationalstaatlich strukturierten Wissenschaftsdiskursen leugnen. Für einen Großteil der ausgewählten Debatten gilt dann auch, dass diese sich keineswegs auf den deutschen Sprachraum beschränken – etwa, weil der anfängliche Disput deutscher Soziologinnen und Soziologen andernorts eine Fortsetzung erfahren hat, weil die Auseinandersetzung von Beginn an international geprägt war oder weil das Konfliktthema zunächst im Ausland erörtert und erst im Nachhinein von der deutschen Soziologie aufgegriffen worden ist.

Ein weiteres Auswahlkriterium bedarf der genaueren Erläuterung. Ausgehend von der Annahme einer kontroversen Infrastruktur der Wissenschaften galt unser Interesse allein solchen soziologischen Grundsatzdebatten, denen in den Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen des Faches eine besondere Prominenz zukommt. Unsere anfängliche Liste entsprechender Auseinandersetzungen fiel jedoch derart umfangreich aus, dass wir uns gezwungen sahen, eine weitere Einschränkung vorzunehmen. Aufgeführt werden im Folgenden ausschließlich innerdisziplinäre Meinungskonflikte, die sich historisch genauer datieren lassen, also nur einen überschaubaren Zeitraum umfassen, in denen die Hauptkontrahenten unmittelbar

aufeinandergetroffen sind und ihre Auseinandersetzung ausgetragen haben, etwa auf Konferenzen und Tagungen, aber auch in Form von Buch- und Zeitschriftenbeiträgen. Ausgeklammert wurden damit Kontroversen, die sich durch die gesamte Geschichte der Soziologie hindurchziehen, wie etwa die Auseinandersetzungen über methodologischen Holismus und Individualismus, Verstehen und Erklären, quantitative und qualitative Sozialforschung, deskriptive versus kritische Soziologie. Deren Behandlung hätte jeweils eine eigenständige Publikation erfordert, zumindest aber den hier vorgesehenen Rahmen deutlich überschritten. Die genannte Unterscheidung zwischen zeitlich begrenzten und länger andauernden Debatten ist zwar nicht unproblematisch – schließlich haben auch die hier angeführten Meinungskonflikte ihre jeweiligen, nicht eindeutig abgrenzbaren Vor- und Nachgeschichten –, ermöglicht jedoch eine halbwegs praktikable Handhabung. Insofern verdankt sich der Aufbau des Bandes nicht allein inhaltlichen, sondern auch pragmatischen Gesichtspunkten. Gleichwohl oder gerade deshalb hoffen wir, dass die getroffene Auswahl überzeugt und das Interesse der Leserinnen und Leser findet.

Unser herzlicher Dank gilt allen Autoren für ihre Beteiligung an diesem Buchprojekt, Elisabeth Schober und Martin Griesbacher für die Mitwirkung an der technischen Fertigstellung des Bandes sowie dem Suhrkamp Verlag, insbesondere Eva Gilmer, für die verlegerische Betreuung.

Göppingen/Graz, im Februar 2010

Georg Kneer und Stephan Moebius

Gert Albert
Der Werturteilsstreit

I. Zur Geschichte des Werturteilsstreits*

Der Werturteilsstreit begann als Debatte zwischen Nationalökonomien im Verein für Sozialpolitik – und führte schließlich zur Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.¹ Der Verein für Sozialpolitik wurde 1872 gegründet. Er sollte auf öffentlichkeitswirksame Weise die im Zuge der Industrialisierung akut gewordene soziale Frage des Konflikts zwischen Unternehmer- und Arbeiterinteressen wissenschaftlich behandeln und sozialpolitisch auf einen Ausgleich dieser Interessen hinwirken (Nau 1996a: 10 f.; Schluchter 1996a: 78 f.). Da sich der Verein die gemäßigte soziale Reform zugunsten der Arbeiterschaft auf die Fahne geschrieben hatte, wurden seine Mitglieder von ihren marktradikalen Gegnern bald als »Kathedersozialisten« verspottet, wobei dieser stigmatisierende Begriff von jenen als Selbstbezeichnung bisweilen gerne übernommen wurde (Schmoller 1911/1998: 262).

Die »Kathedersozialisten« waren dem Programm einer »historisch-ethischen Nationalökonomie« verpflichtet.² Eines ihrer zentralen Anliegen war die Erklärung wirtschaftlichen Handelns mittels Annahmen über Moral, Sitte, Recht, Religion etc. Im Unterschied zu anderen Theorieprogrammen bestand die Originalität der »ethischen Nationalökonomie« darin, in ihren Erklärungen den mit Sitte, Recht und Religion verbundenen »Wertvorstellungen«

* Ich danke Wolfgang Schluchter und Axel Bühler für hilfreiche Hinweise.

1 Die kürzeste, präziseste und gleichzeitig informativste Darstellung der Geschichte des Werturteilsstreits findet sich in Wolfgang Schluchters Aufsatz über Max Webers Arbeiten zur Psychophysik (Schluchter 1996a: 78–95). Zur inhaltlich detaillierteren Analyse vgl. Schluchter (2005). Informativ sind auch Heinrich Naus Einleitung zu den schriftlichen Äußerungen zum Werturteilsstreit (Nau 1996a) sowie Dirk Kaeslers Arbeit zur Bestimmung der Soziologie auf den ersten Soziologentagen (Käsler 1981). Siehe weiterhin Hennis (1994), der meines Erachtens aber zu wenig bedenkt, dass hochschulpolitische Fragen für Weber letztlich subjektive Wertungsfragen waren.

2 Für eine neuere Einschätzung der historisch-ethischen Nationalökonomie Gustav Schmollers vgl. Priddat (1995).

der handelnden Individuen eine entscheidende Rolle einzuräumen (vgl. ebd.: 311).³ Damit stellte sich überhaupt erst in diesem Ansatz das grundlegende Problem, wie mit den Wertvorstellungen und Werturteilen der untersuchten Individuen wissenschaftlich umgegangen werden sollte. Welche Behandlung sollte der normative Gehalt des Untersuchten erfahren? Forderten die Werturteile der wissenschaftlichen Untersuchungsobjekte nicht wiederum zu einer wertenden Stellungnahme heraus? Es war wohl mithin das innovative Erklärungsprogramm der historisch-ethischen Nationalökonomie, das die methodologische Frage des wissenschaftlichen Umgangs mit Werturteilen überhaupt erst aufkommen lassen konnte.

Worin bestand der inhaltliche Kern des Werturteilsstreits? Es ging um die Beantwortung der Frage: Ist der Ökonom – oder Soziologe – *wissenschaftlich* berechtigt, aufgrund seiner Forschung wertende Stellungnahmen zu praktischen Fragen, insbesondere aus dem Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik, abzugeben? Tragen solche Werturteile ebenso objektiven Charakter wie die wissenschaftlichen Sätze der empirischen und theoretischen Forschung? Und darf der Gelehrte daher in Forschung und Lehre Werturteile beispielsweise in Form wirtschaftspolitischer Forderungen abgeben und hinsichtlich ihrer Geltung auf deren wissenschaftliche Objektivität pochen?

In der Debatte um diese Fragen standen sich im Verein für Sozialpolitik zwei Lager gegenüber (vgl. zum Folgenden Schluchter 1996a: 82-91). Das Lager der wertenden Wissenschaft besaß in Gustav Schmoller seinen renommiertesten Vertreter und in Eduard Spranger und Rudolf Goldscheid seine stärksten Kombattanten. Die »Wertfreien« wurden vertreten von Lujo Brentano, dem wohl gleichzeitig eine Vermittlerfunktion zukam, Werner Sombart und natürlich Max Weber, der die bis heute am stärksten rezipierten Beiträge zum Thema verfasste. Daneben hatten sich zwölf weitere Vereinsmitglieder schriftlich zu Wort gemeldet, die zum größeren Teil eher dem wertenden Lager zuneigten, oft aber auch

3 Max Webers »Protestantische Ethik« kann man deswegen auch als ein ideales Lehrstück dieser Forschungstradition verstehen (Weber 1904-05/1988c). Er sah sich selbst als »Jünger der historischen Schule« (Weber 1895/1988a: 16). Gewisse Aspekte der »ethischen« Nationalökonomie lehnte er natürlich ab: Davon handelt der Werturteilsstreit.

schwer zu bestimmende Zwischenpositionen bezogen (siehe Nau 1996b).⁴

Die Debatte begann in Form einer schriftlichen Auseinandersetzung mit der Publikation von Artikeln durch Gustav Schmoller (1883), Max Weber (1895/1988 und 1904/1988), Lujo Brentano (1896/2006) und Werner Sombart (1897). Mündlich fortgesetzt wurde sie dann auf drei Generalversammlungen des Vereins für Sozialpolitik, 1905 in Mannheim, 1909 in Wien und 1911 in Nürnberg. In Nürnberg stellte Max Weber den Antrag, die Werturteilsfrage in einer gesonderten Debatte zu erörtern.⁵ Daraufhin erging im November 1912 an die Vereinsmitglieder ein Rundschreiben Schmollers, in dem er die Diskutanten aufforderte, zu vier Punkten Stellung zu beziehen und ihre Positionen schriftlich bis spätestens 1. April 1913 einzureichen. Diese schriftlichen Positionierungen wurden nur an die Ausschussmitglieder versandt, die an der Diskussion teilnehmen sollten. Das Typoskript trug den Titel »Äußerungen zur Werturteilsdiskussion im Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik. Als Manuskript gedruckt 1913« und umfasste 134 Druckseiten. Die vier zur Diskussion stehenden Punkte waren: »1. die Stellung des sittlichen Werturteils in der wissenschaftlichen Nationalökonomie, 2. das Verhältnis der Entwicklungstendenzen zu praktischen Wertungen, 3. die Bezeichnung wirtschafts- und sozialpolitischer Zielpunkte sowie 4. das Verhältnis der allgemeinen methodologischen Grundsätze zu den besonderen Aufgaben des akademischen Unterrichts« (Nau 1996a: 50). Die mündliche Diskussion darüber fand am 5. Januar 1914 in Berlin statt und wurde weder protokolliert noch später in Nachschrift veröffentlicht. Denn man wollte eventuellen Schaden durch die erwarteten heftigen Auseinandersetzungen vom Verein abzuwenden. Erst 1996 wurden alle schriftlichen Äuße-

4 Wenn man eine weitere Perspektive einnimmt, wäre noch ein weiteres Lager zu nennen: die sogenannten »Pseudowertfreien«, qua ihres Marktradikalismus meist »Manchesterleute« genannt: Ludwig Pohle, Julius Wolf, Andreas Voigt und Richard Ehrenberg. Robert Wilbrandt startete 1925 gegen sie einen heftigen Angriff mit dem Titel »Die Pseudowertfreien« (Wilbrandt 1925). Marxistisch orientierte Wissenschaftler, die im späteren Positivismusstreit eine große Rolle spielten (»Kritische Theorie«), waren aufgrund universitärer Diskriminierung von vornherein von der Debatte ausgeschlossen. Im Folgenden wird nur die engere Werturteilsdebatte zwischen den großen zwei sich gegenüberstehenden Lagern innerhalb des »Vereins für Sozialpolitik« behandelt.

5 Vgl. zum Folgenden Nau 1996a: S. 50 f.

rungen der Ausschussmitglieder zum Werturteilstreit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht (siehe Nau 1996b).⁶

II. Die Argumente des Werturteilsstreits

Wie nicht anders zu erwarten, gab es keine Einmütigkeit zwischen den Teilnehmern der Kontroverse hinsichtlich der Bestimmung des Begriffs von Werturteilen. Die vorgeschlagenen »Definitionen« lassen sich grob anhand zweier Linien unterscheiden: Zum einen stehen sich ein *reduktionistischer* und *reichhaltiger* Werturteilsbegriff gegenüber, zum anderen lassen sich *engere* und *weitere* Werturteilsbegriffe mit Blick auf die Gegenstände unterscheiden, die das mögliche Objekt von Werturteilen bilden, also bewertet werden können. Diese Differenzen seitens der verwendeten Werturteilsbegriffe spielten aber im weiteren Verlauf der Debatte keine Rolle. Mit folgender Definition trifft man vermutlich die Auffassungen vieler – nicht aller! – Teilnehmer der Debatte in wichtigen Punkten: Als Werturteil kann die Beurteilung sozialer oder anderer Tatsachen anhand von Wertmaßstäben bezeichnet werden, die diese Tatsachen als wünschenswert oder unerwünscht, billigenswert oder verwerflich, wertwidrig oder wertvoll darstellen; Werturteile dürfen dabei nicht auf zugrunde liegende »Wertgefühle« der Lust und Unlust oder auf reine Geschmacksurteile reduziert werden (vgl. Neurath 1913/1996: 93; Schmoller 1911/1998: 353; Weber 1913/1996: 158, 160, 1917: 489; Eulenburg 1913/1996: 70; Hesse 1913/1996: 90; Spranger 1913/1996: 125).

Die Notwendigkeit von Werturteilen als Voraussetzung kultur- beziehungsweise sozialwissenschaftlicher oder ökonomischer Erkenntnis war zwar allseitig unbestritten, trotzdem sind in diesem Punkt Differenzen zwischen den Anhängern einer wertenden und einer werturteilsfreien Wissenschaft zu bemerken, die die Unterscheidung zwischen Wertungen als *Voraussetzung* und als *Gegenstand* der Kulturwissenschaften betreffen. Um dieser Unter-

6 Zwei zentrale Beiträge wurden relativ zeitnah und nur wenig verändert in Zeitschriften abgedruckt: Eduard Sprangers »Die Stellung der Werturteile in der Nationalökonomie« 1914 (Spranger 1996) und Max Webers »Der Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften« 1917 (Weber 1988d).

scheidung nachzugehen, müssen zunächst die Spezifika der Kulturwissenschaften, in welcher Weise sie Weber beziehungsweise seine Kontrahenten verstanden, erläutert werden.

Max Weber sprach von den Kulturwissenschaften stets in einem umfassenden Sinn, da sie seinem Verständnis nach neben der Nationalökonomie, die eine spezielle Soziologie darstellt, auch andere Disziplinen enthalten wie beispielsweise die Kunst- oder die Musikgeschichte (vgl. Weber 1913/1996: 175, 185, Weber 1917/1988d: 522). Diese Kulturwissenschaften zeichnen sich dadurch aus, dass sie »individualisierende Wirklichkeitswissenschaften« und nicht generalisierende Gesetzeswissenschaften seien (bspw. Weber 1904/1988b: 170).⁷ Ihr Ziel sei die kausale Erklärung einer Kulturerscheinung, eines »historischen Individuums«, wie beispielsweise des modernen okzidentalischen Kapitalismus, und nicht die Aufstellung – sozialer oder anderer – Gesetze (ebd.: 177-178).⁸

Weber definierte seinen Kulturbegriff dabei folgendermaßen: »Kultur ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens« (ebd.: 180). Mit dieser Definition im Hintergrund näherte er sich dann auch den Bedingungen der Möglichkeit der Kulturwissenschaft: »Transzendente Voraussetzung jeder Kulturwissenschaft ist nicht etwa, daß wir eine bestimmte oder überhaupt irgendeine Kultur wertvoll finden, sondern daß wir Kulturmenschen sind, begabt mit der Fähigkeit und dem Willen, bewußt zur Welt Stellung zu nehmen und ihr einen Sinn zu verleihen. Welches immer dieser Sinn sein mag, er wird dazu führen, daß wir im Leben bestimmte Erscheinungen des menschlichen Zusammenseins aus ihm heraus beurteilen, zu ihnen als bedeutsam (positiv oder negativ) Stellung nehmen. Welches immer der Inhalt dieser Stellungnahme sei, – diese Erscheinungen haben für uns Kulturbedeutung, auf dieser Bedeutung beruht allein ihr wissenschaftliches Interesse« (ebd.: 180 f.). Die Deutung und Sinngebung der Welt durch den Menschen implizierte nach Weber eine wertende Stellungnahme. Der Begriff der Kultur war für ihn somit ein Wertbegriff (ebd.: 175-176). Die sinnhaft gedeutete Wirklichkeit sei relevant für uns infolge ihrer Bezogenheit auf Wertideen. Diese Be-

7 Generalisierung war hier nur als Mittel, nicht als Ziel der Erkenntnis anvisiert.

8 Zu Webers Erklärung des modernen okzidentalischen Kapitalismus vgl. Schluchter (1991).

ziehung von Realitäten auf Werte – die *Wertbeziehung* – bestimme dann die Auswahl der Gegenstände empirischer Untersuchungen (ebd.: 159, 169): Es wäre naiv anzunehmen, die Auswahl des Erkenntnisobjekts könne dem »Stoff« selbst entnommen werden; die Auswahl einzelner Aspekte des Geschehens durch den Gelehrten erfolge immer wertbezogen, aber dies könne *bewusst* oder *unbewusst* geschehen (ebd.: 181). Die bewusste Herstellung einer Beziehung zwischen den Gegenständen einer empirischen Untersuchung und Werten involviere aber eine philosophische Deutung des Erkenntnisinteresses – eine *Wertinterpretation*; sie bedeute die »Entwicklung möglicher und in Betracht kommender sinnhafter Stellungnahmen gegenüber einer gegebenen Erscheinung«, also eine Erkundung der Vielfalt möglicher Wertbeziehungen (ebd.: 169). Ein bestimmter sozialer Zustand könne in Bezug auf ein- und denselben Wert unterschiedliche Stellungnahmen erlauben, wie er auch hinsichtlich verschiedener Werte unterschiedliche Wertungen mit sich bringen kann.

Wertinterpretation stelle also eine »höchst wichtige Vorarbeit« der eigentlichen empirischen Arbeit dar (Weber 1917/1988d: 512). Das konkrete wissenschaftliche Interesse sei der kulturwissenschaftlichen Disziplin jeweils heteronom gegeben: Sie erzeuge es nicht aus sich heraus, sondern sei dabei abhängig von der wertenden Stellungnahme des Wissenschaftlers zur Welt, das heißt von seiner Existenz als Kulturmensch.

Weber differenzierte zwischen ebendieser Funktion von Werten als Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens und ihrer Funktion als Gegenständen wissenschaftlicher Untersuchungen: Ihre »Stellung als Objekt der Untersuchung« und ihre »Stellung als deren Apriori« sei sorgfältig zu unterscheiden (ebd.: 532), denn »wenn das normativ Gültige Objekt empirischer Untersuchung wird, so verliert es, als Objekt, den Norm-Charakter« (ebd.: 531). Jede normativ gültige Wahrheit mache eine Metamorphose durch, wenn sie zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung werde; als solches sei sie nur noch »konventionell geltende Meinung« und könne wie alle Konventionen hinsichtlich des Ursprungs dieser Geltungsvorstellung untersucht werden (ebd.: 532). Eine für den Wissenschaftler geltende Wertung müsse aber empirisch in gleicher Weise untersucht werden wie eine für diesen als ungültig empfundene. Während die verschiedenen Wertungen in der wissenschaftlichen Untersuchung